Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde

Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel

Band: 77 (1977)

Artikel: Basler Spielkartenfunde : Nachlese der Sommerausstellung 1976 im Kirschgarten-Pavillon

Autor: Kopp, Peter F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-117944

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Basler Spielkartenfunde

Nachlese der Sommerausstellung 1976 im Kirschgarten-Pavillon

von

Peter F. Kopp

Die früheste Nachricht über Spielkarten in Basel ist gleichzeitig die älteste Beschreibung des Kartenspiels überhaupt. Es handelt sich um einen theologischen Traktat mit dem Titel: «Tractatus de moribus et disciplina humanae conversationis, id est ludus cartularum», der leider nicht durch ein Original gesichert ist (weswegen sein Datum, 1377, schon angezweifelt wurde), aber überliefert in vier Abschriften, deren älteste – von 1429 – in der Basler Universitätsbibliothek aufbewahrt wird[1]. Der Urheber des Traktats war ein Dominikaner namens Johannes, der irrtümlich «von Rheinfelden» benannt wird, obschon er angibt, aus Freiburg im Breisgau zu stammen. Der Quellenwert dieser Schrift wurde lange unterschätzt; leider fehlt bisher eine vollständige Ausgabe, lediglich den Text der Kartenspielbeschreibung hat der Verfasser dieser Zeilen vergleichend ediert[2]. Die zunehmende Bedeutung dieses Werkes rechtfertigt aber auch ein Verweilen bei der Einleitung [Prohemium], welche dieser Beschreibung vorausgeht[3].

Johannes erklärt, die Welt werde von Gott regiert, teils unmittelbar, teils mittels der Himmelskörper, von denen alles Übel in der Welt komme. Denn im allemannischen Raum, sagt er, haben wir in unserer Zeit zwei Erdbeben gehabt, die Pest häufig erlebt, es ist kein Winkel in der Welt, in welchem diese Pest nicht gewesen wäre. [«Nam in Allemania bis terre motum nostris temporibus habuimus, pestilenciam frequenter passi sumus nec est angulus in mundo in quo ipsa pestilencia non fuerit.»] Da in Basel 1346 ein Erdstoß u.a. die bischöfliche Pfalz in den Rhein stürzte, 1356 das große Erdbeben die Stadt verwüstete, 1348/49 und 1358/59 die Pest wütete, darf angenommen werden, daß Johannes sein Werk hier oder doch nicht allzuweit von dieser Stadt verfaßt hat. Er beklagt dann die

[1] Signatur F IV 43.

[2] Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte (ZAK), Bd. 30, 1973, Heft 3/4, S. 131ff.

[3] Vgl. Anm. 1. fol. 1ff.

überall auftretenden Laster. Aus Thomas von Aquin schließt er, daß die Spiele genaue Abbilder der Weltordnung sein sollten. Dies treffe besonders beim Kartenspiel zu, das im Jahre 1377 zu uns gelangt sei. Wann es jedoch erfunden worden sei, von wem und wo, wisse er gar nicht. [«Quo tempore autem factus sit, per quem et ubi penitus ignoro.»] Aber er sei sicher, daß es Adeligen und andern müßigen Menschen nützlich sei, damit sie unterdessen nichts schlechteres verrichteten, zumal wenn sie mit einiger Bildung und ohne Geld dieses Spiel betrieben. [«Hoc tamen assero quod prodest nobilibus alijsque ociosis hominibus ne peiora interim perpetrent maxime si quadam urbanitate et absque pecunia ipsum ludum exercerent.»] Da sei ihm, Bruder Johannes Predigerordens deutscher Nation, während er einst entrückt am Tische saß und im Herzen diese Weltordnung erwog, plötzlich das Kartenspiel eingefallen und er habe begonnen, sich auszudenken, wie man es an die Weltordnung anpassen könne und es habe ihm geschienen, daß dies gut gehe und beide untereinander viel Ähnlichkeit besäßen. [«Unde ego frater Johannes in ordine predicatorum minimus nacione thetunicus (sic) sedens quadam vice in mensa abstractus reuoluens in corde meo hinc inde statum mundi nunc currentis. Et ex abrupto incidit michi ludus cartularum. Et quomodo ad statum mundi posset aptari cepi ymaginari. Et uidebatur michi quod bene fieri posset et similitudinem haberent ad invicem.»] Darauf gibt Johannes eine kurze Inhaltsübersicht, dann folgt die eigentliche Spielbeschreibung:

Das Spiel habe in seiner gewöhnlichen Form, in der es bekannt geworden sei, vier Könige, welche auf ihrem Throne sitzend ein bestimmtes (Farb-)Zeichen in der Hand hielten. Jeder von ihnen sei von zwei Marschalken begleitet, wovon der eine sein Zeichen erhoben (Ober), der andere hängend (Unter) trage, sodann von 10 Zählkarten. Die Gesamtzahl der Karten betrage somit 52. Neben dieser ersten zählt Johannes noch fünf weitere Varianten auf:

II. mit ebensovielen Karten, aber Königinnen;

III. mit je zwei Königen und zwei Königinnen, bei gleichbleibender Gesamtzahl;

IV. mit fünf Königen, woraus sich eine Gesamtzahl von 65 Karten ergibt;

V. mit sechs Königen, d.h. 78 Karten;

VI. mit vier Königinnen und vier Mägden zusätzlich zur I. Variante. Johannes legte auf die letztere Variante ganz besonderen Wert, weil ihm die Kartenzahl 60 die besten Möglichkeiten für zahlenmystische Ausdeutungen bietet. Im weiteren Verlauf des Buches befaßt er sich nämlich damit, den verschiedenen Figuren

des Kartenspiels Tugenden zuzuweisen, wobei den Zählkarten die verschiedensten Berufe zugeordnet werden, nach dem Vorbild der Schachallegorie des Jacobus de Cessolis. Die lange herrschende Meinung, diese Spielvarianten seien Zutat der Kopisten, wird widerlegt durch den Textvergleich der Abschriften, vor allem aber durch die Tatsache, daß Johannes auf der letzten Variante seine weiteren Ausführungen aufbaut. Nichts wäre undenkbarer, als daß er – wie seine späteren Kanzel-Brüder – das Kartenspiel als «Gebetbuch des Teufels» verdammt hätte.

Die Farbzeichen

Wenn wir vom Umstand absehen, daß die Kartenmacher im deutschen Sprachraum fast immer die Zählkarte 1 (As) oder 10, zuweilen auch beide, wegließen, um das Spiel besser auf einem Holzstock unterbringen zu können, dürfen wir feststellen, daß das Kartenspiel von 1377 bis heute dieselben Strukturen aufweist.

Über die Farbzeichen jedoch weiß Johannes nur zu berichten, daß zwei von ihnen Gutes, die anderen Böses bedeuteten. Wenn er sie nicht beschreibt, so doch nur weil es ihrer damals bereits so viele gab, daß es zu weit geführt hätte, darauf einzugehen. Ein solches Bild mit einer vielfältigen Menge von Farbzeichen bieten uns die Kunstspielkarten. Diese gemalten oder gestochenen Blätter sind zwar älter als die erhaltenen Volksspielkarten, dürften aber doch eher auf – verschollene – Volksspielkarten als Vorbilder zurückgehen als umgekehrt. So nimmt man wohl mit Recht ein «völlig ausgereiftes ‚System'» als Vorstufe des bisher ältesten deutschen Kartenspiels (Stuttgart 1430) an[4].

Die heute noch gültigen Farbsysteme: Eicheln, Herzen, Blätter, Schellen (deutsch) und Eicheln, Rosen, Schellen, Schilten (schweizerisch) entwickelten sich im mittleren Drittel des 15. Jahrhunderts. Das deutsche ist mit den Karten aus Landeck im Oberinntal um 1460–1465 erstmals belegt; der Ursprung des schweizerischen kann aufgrund der Wappen auf der Schilten-Neun im Basel der ausgehenden Konzilszeit gesucht werden[5]. Daneben gab es bis ins 17. Jahrhundert hinein sowohl in Deutschland als in der Schweiz Kartenspiele mit abweichenden Farbzeichen. Verschiedene Autoren versuchten deren Bedeutung zu verniedlichen, indem sie die abwei-

[4] Spielkarten, ihre Kunst und Geschichte in Mitteleuropa. Katalog zur Ausstellung in der Graphischen Sammlung Albertina, Wien 1974. S. 35.

[5] Nach den Wappenuntersuchungen von Herrn Dr. Wolfgang Wackernagel, vgl. Anm. 2, S. 140.

chenden Farbzeichen der schweizerischen Eigenwilligkeit zuschrieben. Durch die Arbeit von Marianne Rumpf wissen wir nun, daß sich die Farbzeichen aus Mißverständnissen entwickelt haben könnten und somit die Vielfalt eher zu erwarten war als die sich später einstellende Beschränkung auf die kanonischen Farbsysteme[6]. Die Werthierarchie ist im deutschen und schweizerischen System gleich: König, Ober, Unter, Banner (in Deutschland später durch 10 ersetzt), 9–3, Daus (= 2, als Ersatz für das sehr früh weggelassene As = 1 der übrigen Systeme). Die graphische Gestaltung der Zählkarten ist verschieden: bei den deutschen Karten sind die Farbzeichen bis zur teilweisen Deckung aneinandergeschoben und lassen die untere Kartenfläche frei für variierende Darstellungen – bei den schweizerischen verteilen sich die Farbzeichen frei über das ganze Blatt.

Die Hut- und Federspiele

In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts kam beim Abbruch eines Hauses an der Schifflände ein Kartenspiel zum Vorschein, das später ins Historische Museum gelangte und nach der Datierung von Emil Major als «ältestes Schweizer Kartenspiel» in die Literatur einging[7]. Die erhaltenen 30 Karten sind jedoch nicht ins 15., sondern ins 16. Jahrhundert zu setzen, wenngleich nicht in die 2. Hälfte, wie dies vorgeschlagen wurde, sondern etwa ins 1. Viertel. Ein weiteres, sehr ähnliches Spiel mit Hut und Feder (statt Eichel und Rose) wird in Darmstadt aufbewahrt und durch die Fundumstände auf die Zeit vor 1516 datiert. Im deutschen Spielkartenmuseum Leinfelden befinden sich Karten eines dritten und die Abbildung eines seit dem Krieg verschollenen vierten Hut- und Federspieles. All diesen Spielen ist – soweit erhalten – Werthierarchie (10 statt Banner) und äußere Erscheinung gemeinsam, sie sind am gleichen Ort entstanden und von einander abhängig. Da der Schilten-Ober als Basler Stadtläufer dargestellt ist, kommt als Entstehungsort nur Basel in Frage. Eben dieser Stadtläufer findet sich auf einem Einzelblatt des Basler Kupferstichkabinetts aus der Zeit um 1470. Der Holzschnitt ist koloriert und nur fragmentarisch erhalten, die Ränder, welche an drei Seiten noch vorhanden sind, lassen auf das übliche Format der Hut- und Federspiele schließen. Wenn nicht alles trügt, dürften wir damit den Rest eines unge-

[6] Marianne Rumpf: Zur Entwicklung der Spielkartenfarben in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 1976, Heft 1–2.

[7] Im Jahresbericht des Historischen Museums Basel, 1937, S. 17ff.

Abb. 1. Basler Stadtbote, Holzschnitt, kol., um 1470, z. Zt. älteste Schweizer Spielkarte. Kupferstichkabinett Basel, Inv.-Nr. 1923.140. Foto: Kupferstichkabinett Basel.

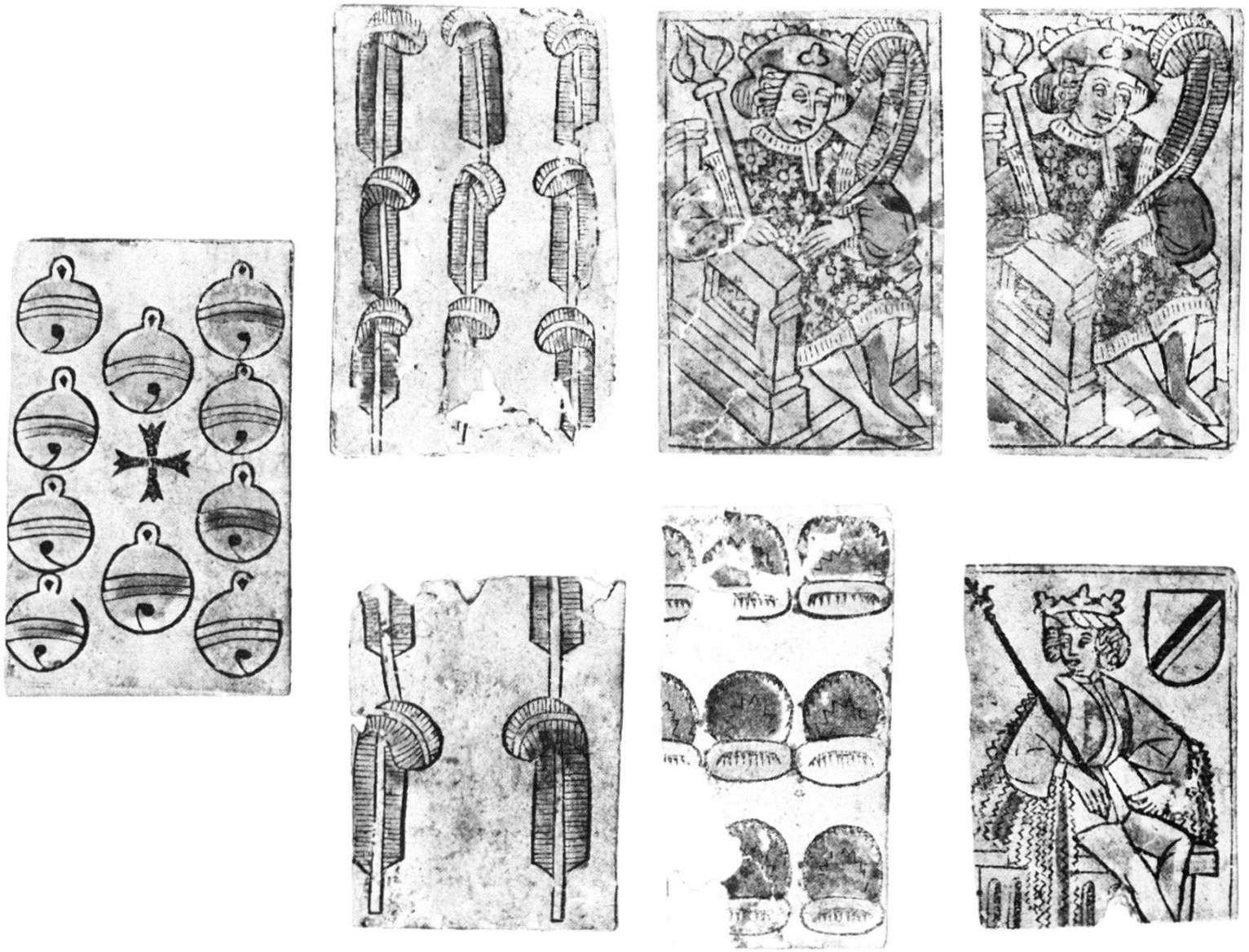


Abb. 2. Feder-König, -9 und -4, Schilten-König, Hut-9 und Schellen-10 einer neuen Variante der Hut-Feder-Gruppe, Fund der Universitätsbibliothek Basel. Foto: Universitätsbibliothek Basel.

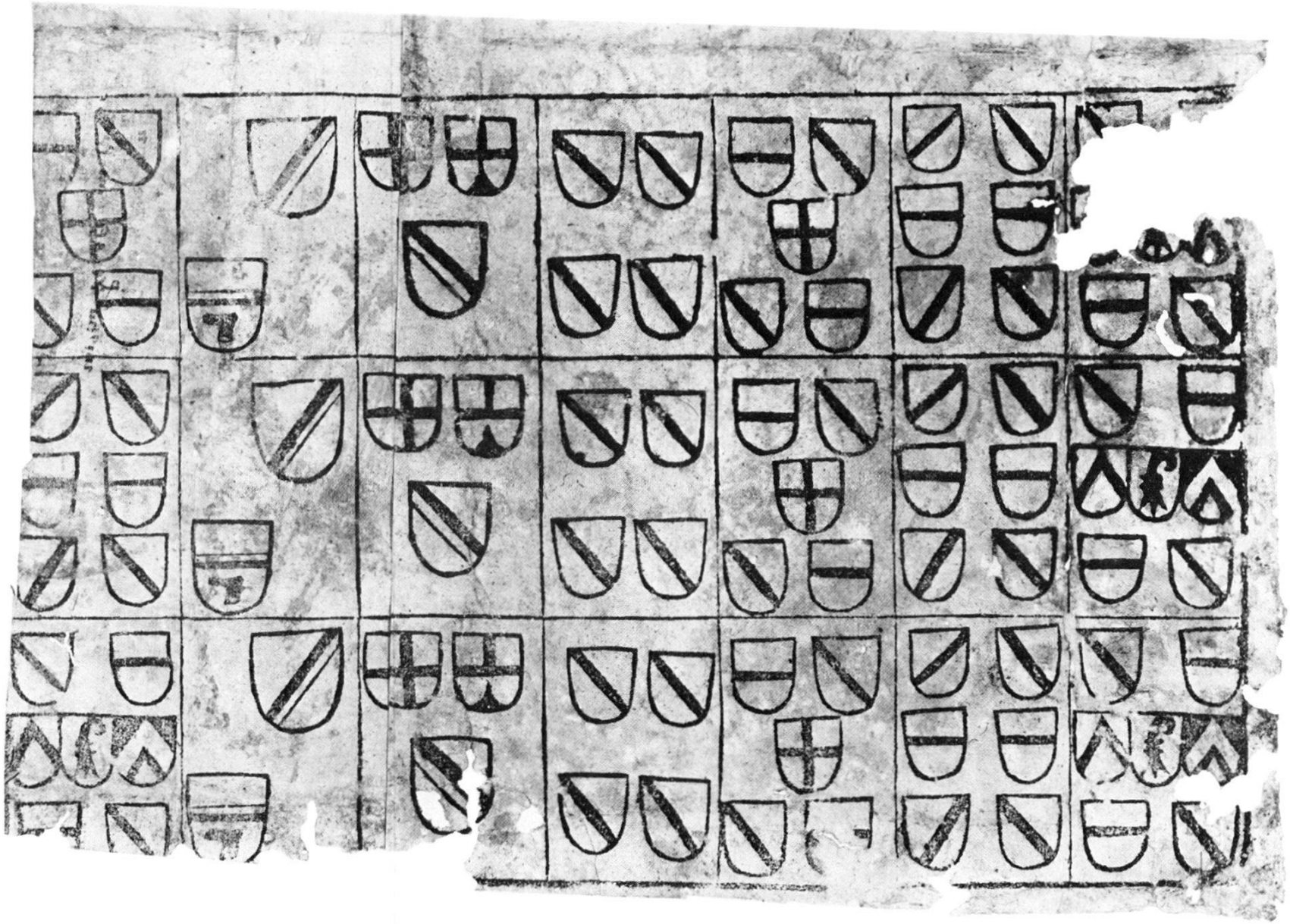


Abb. 3. Bogen mit dem verkehrten Schuh in der Universitätsbibliothek Basel. Foto: Universitätsbibliothek Basel.

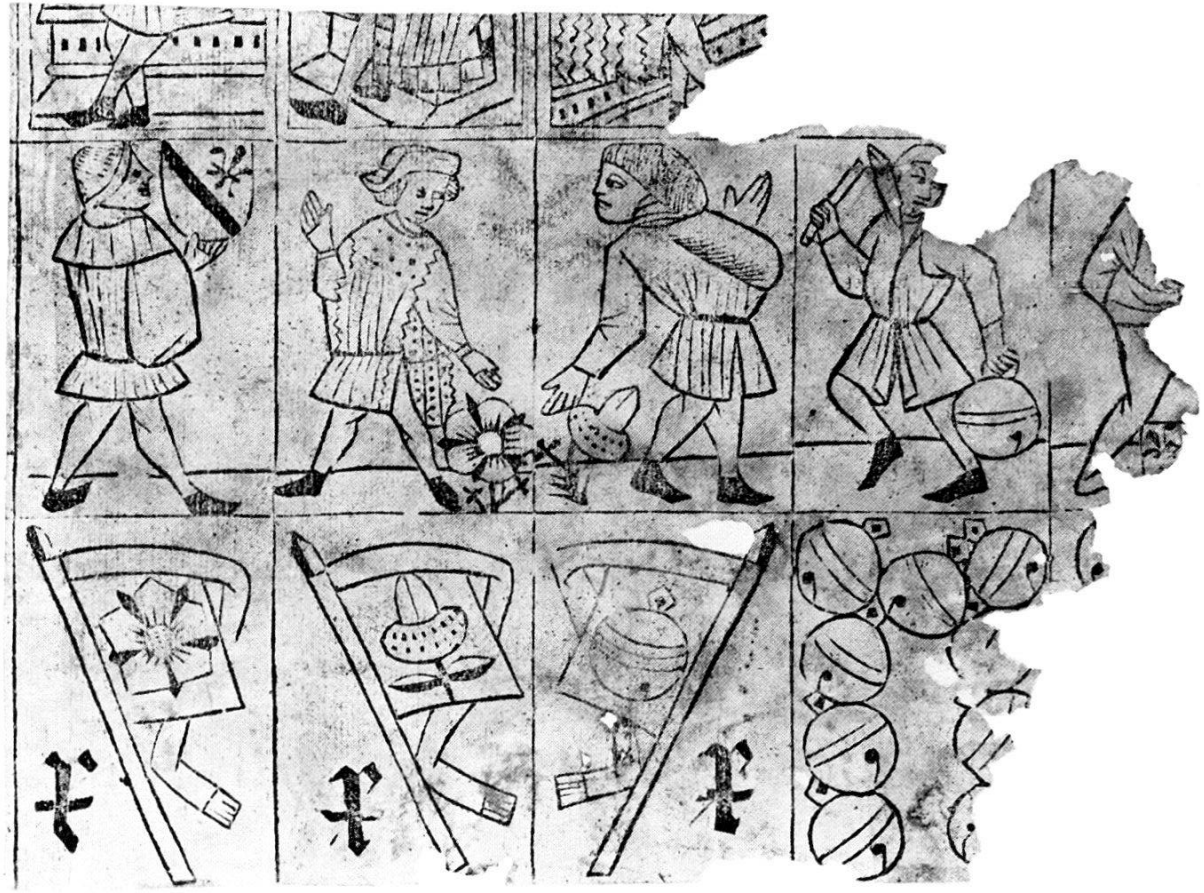
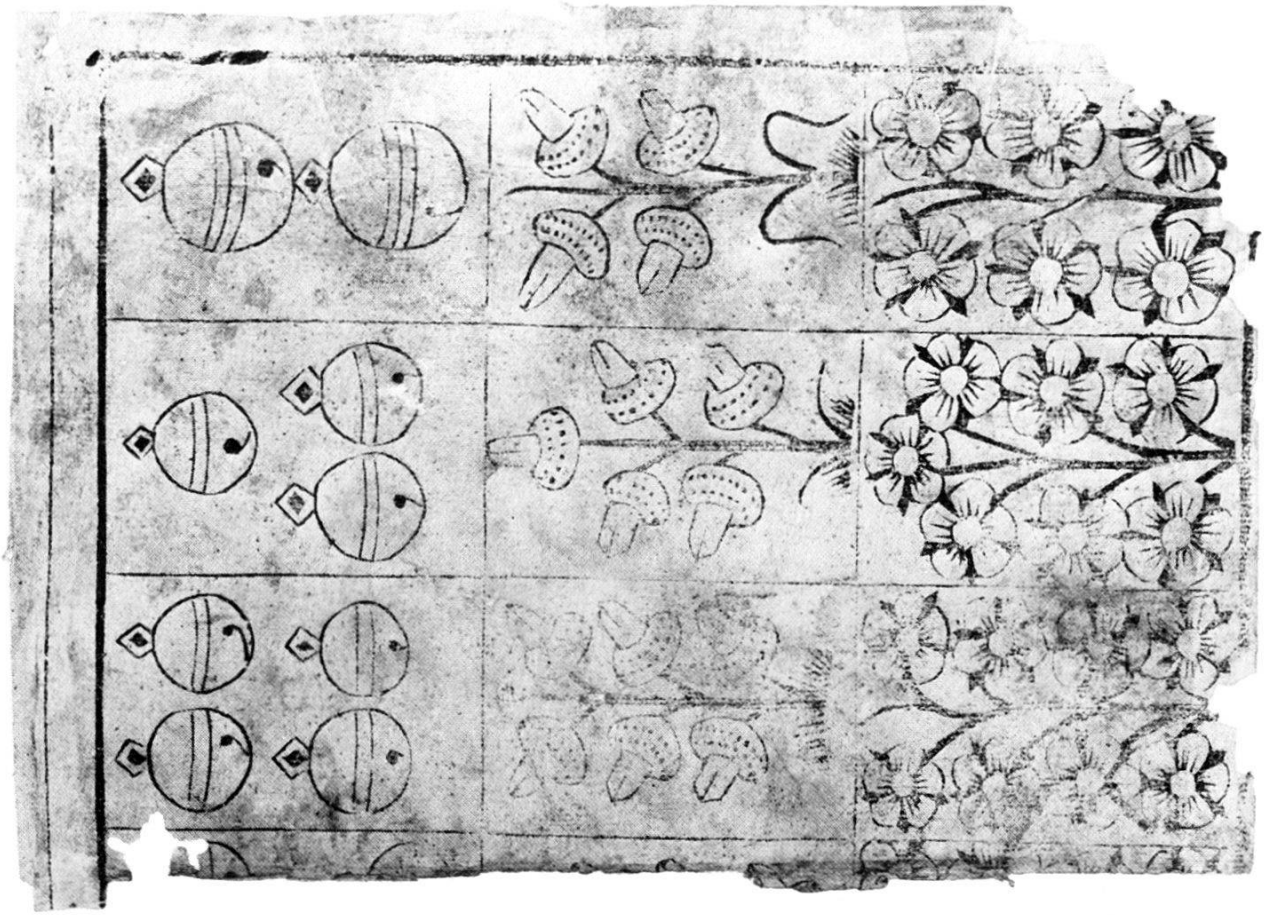
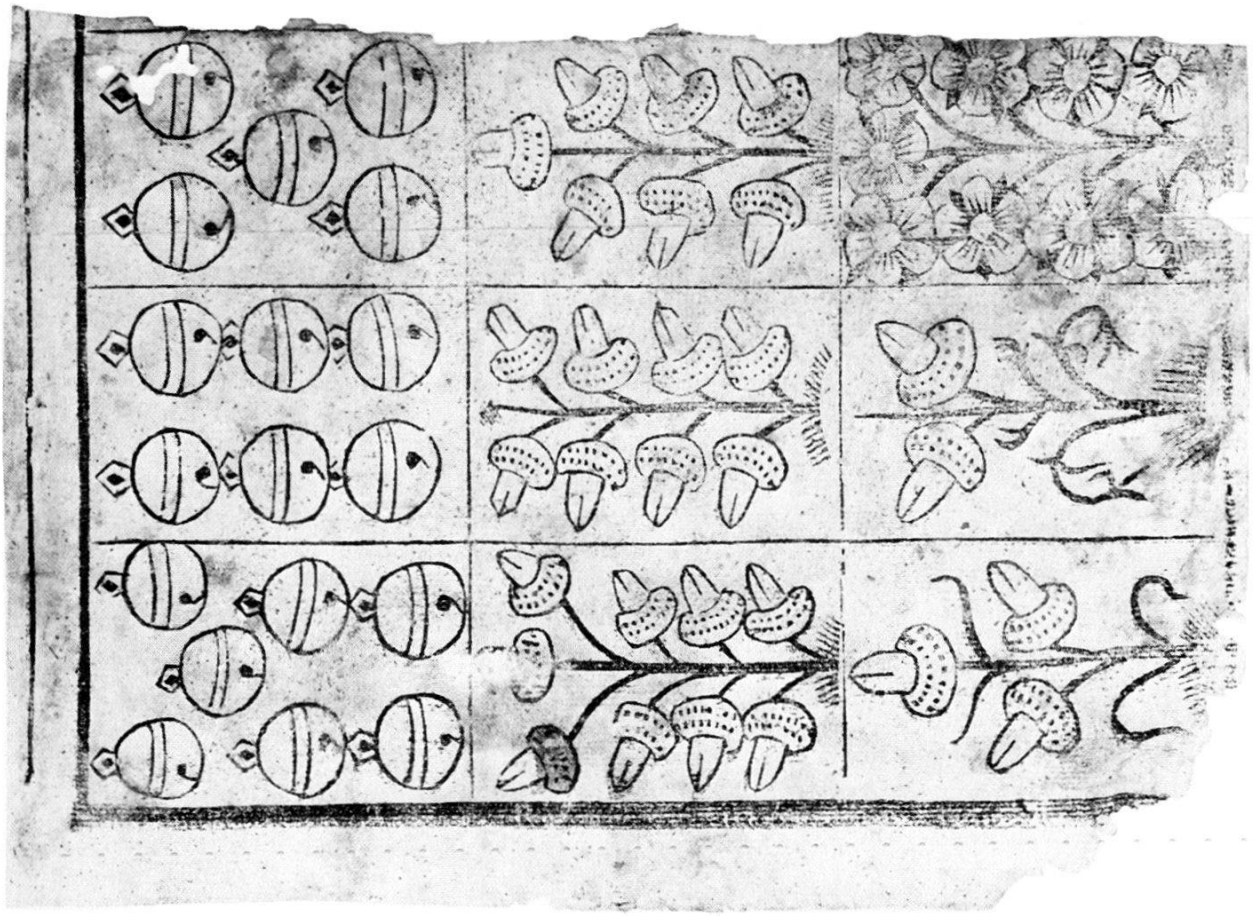


Abb. 4 und 5. Kartenbogenfragmente aus dem Staatsarchiv in der Universitätsbibliothek Basel. Foto: Universitätsbibliothek Basel.





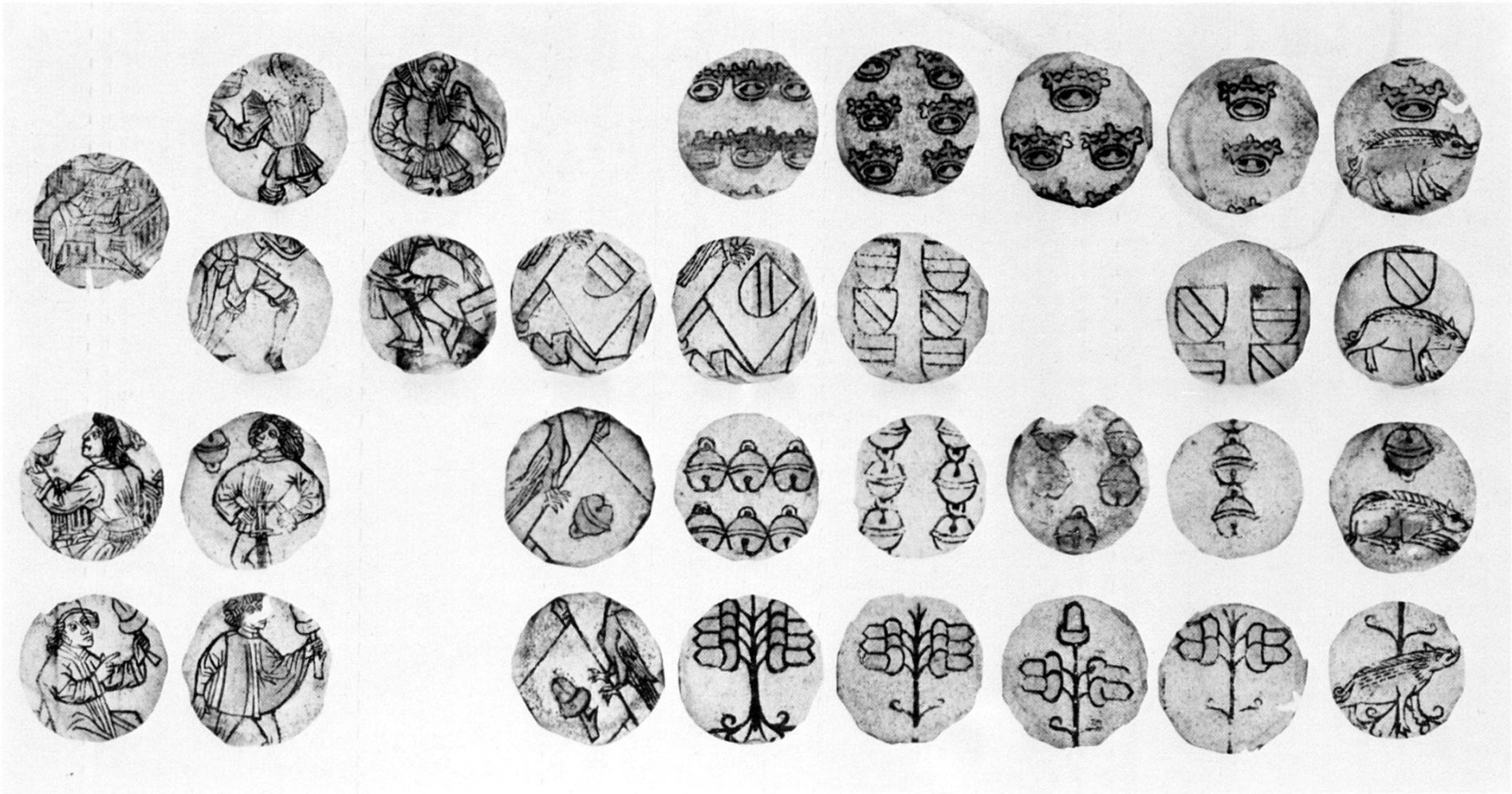


Abb. 6. Rundgeschnittene Spielkarten aus einem Kruzifix, letztes Viertel des 15. Jhs., im Historischen Museum Basel. Foto: René Janz, Muttenz.

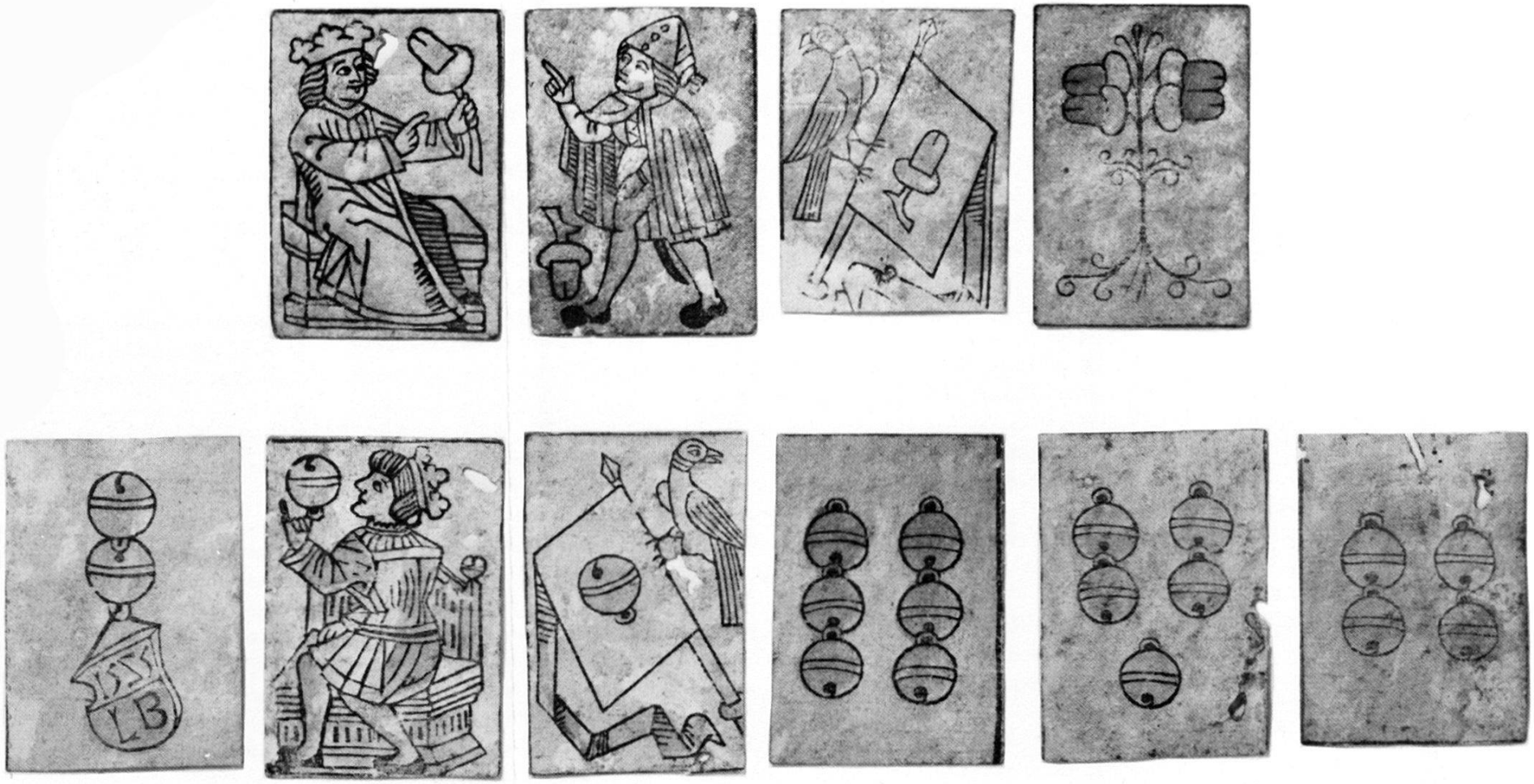


Abb. 7. Karten aus dem Spiel LB 1525 im Schweizerischen Landesmuseum Zürich. Foto: Schweiz. Landesmuseum.

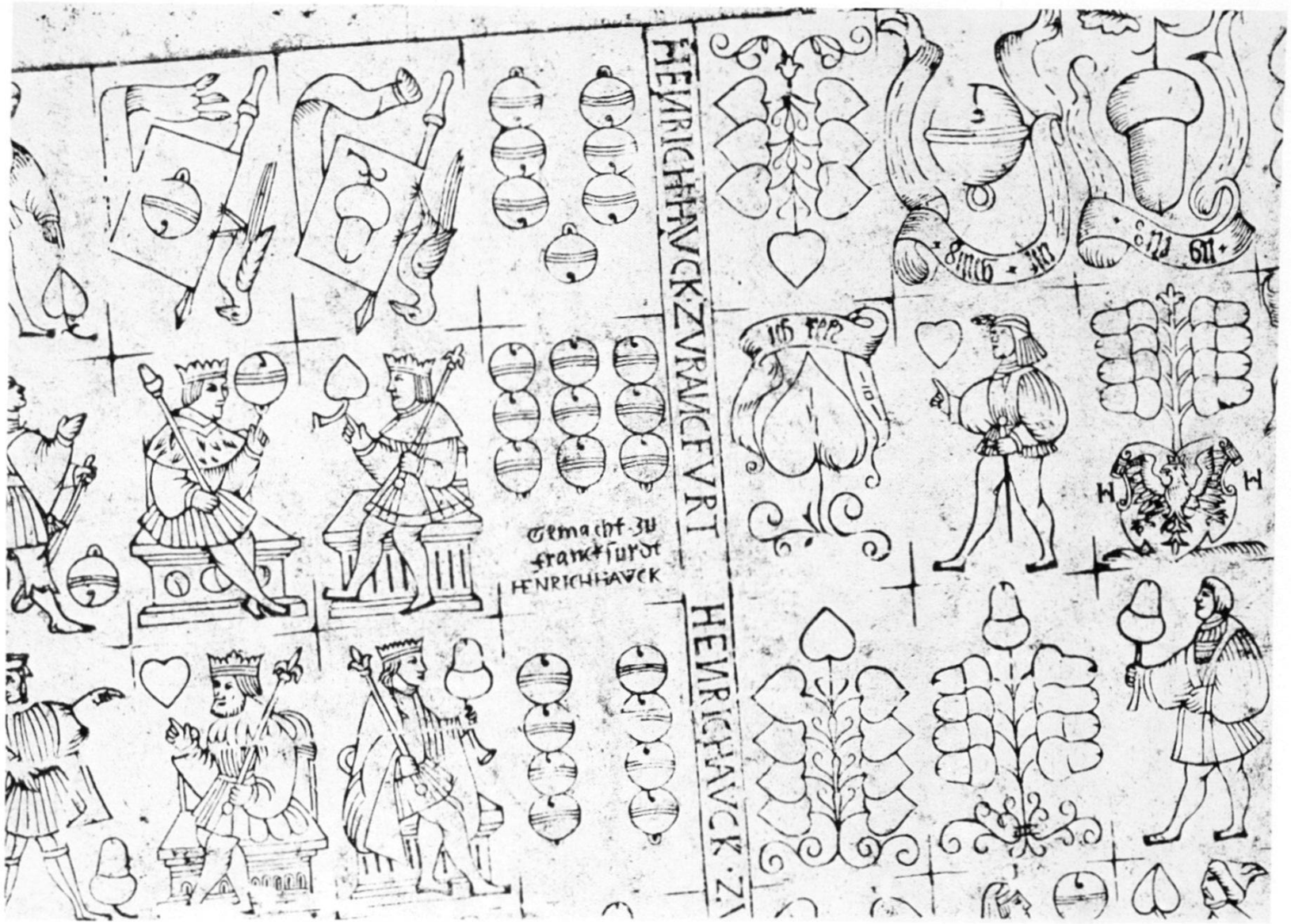


Abb. 8. Bogen von Heinrich Hauck, Frankfurt, in der Universitätsbibliothek Basel. Foto: Universitätsbibliothek Basel.

schnittenen, aber schon kolorierten Kartenbogens vor uns haben, der zum wohl frühesten Spiel dieser Gruppe gehörte und somit die älteste Schweizer Spielkarte ist (Abb. 1).

Kürzlich fand der Buchrestaurator der Basler Universitätsbibliothek, Herr René Maier, in einem alten Buchdeckel[8] 7 Karten zu einer neuen Variante dieser Hut- und Feder-Gruppe (Abb. 2). Obgleich noch kein vollständiges Spiel dieser Art aufgetaucht ist und wir namentlich eine Schilten-Daus-Karte, die Aufschlüsse über den Hersteller geben könnte, schmerzlich vermissen, sagt dieser Fund doch einiges über die Bedeutung dieser Gruppe aus.

Typische Basler Spiele

Im Gegensatz zu den Hut- und Feder-Spielen, die sich offenbar nicht über das 16. Jahrhundert hinaus ausgewirkt haben, sind die typischen Basler Spiele direkte Vorläufer unserer heutigen Spielkarten mit den Schweizer Farben[9]. Es hat sich davon eine Reihe von Typen erhalten, allerdings kaum in vollständigen Spielen. Sechs Bogen dieser Art befinden sich in der Universitätsbibliothek Basel. Sie sollen laut Aufschrift am 2. April 1887 als Geschenk des damaligen Staatsarchivars Dr. Rudolf Wackernagel dorthin gelangt sein und aus dem «Gedenkbüchlein der Dreierherren 1504» stammen. Gemeint ist wohl das Dreieramt-Denkbüchlein 1489–1504, Finanz N 5, 1 im Basler Staatsarchiv, das mit einem Original-Ledereinband versehen ist, wobei die Deckelinnenseiten einmal gelöst und nicht mehr ganz verleimt worden zu sein scheinen. Das Format des Deckels (21,8 × 15 cm) paßt zu vieren der Bögen, nicht aber zu den beiden mit dem verkehrten Schuh, welche also woanders herstammen müssen.

Auf den vier Bögen sind die meisten Karten doppelt vorhanden, dagegen fehlen:

Rosen: Daus, König, 5–3
Schilten: Daus, 9–3
Schellen: Ober, 8.

Die Karten sind in Holzschnitt ausgeführt und noch vor der Kolorierung ausgeschieden worden, sie messen 63 × 44 mm (Abb. 4, 5). Sie sind am ehesten vergleichbar mit dem Spiel im Museum Allerheiligen in Schaffhausen oder dem sog. «Zweiten Schweizer Spiel»

[8] Es handelt sich um ein Tenor-Stimmbuch von deutschen Volksliedern nach 1529. Signatur F. X. 21.

[9] Vgl. Anm. 4, S. 111ff.

im Schweizerischen Landesmuseum[10]. Allerdings fehlen bei den Wappen auf den Schilten-Honneurs die Buchstaben unter dem Schrägbalken; einzelne Karten weichen in der Zeichnung geringfügig ab, andere sind seitenverkehrt. Im Ganzen scheinen diese Spiele der gleichen Vorlage zu folgen, es war dies wohl auch dieselbe, welche dem Spiel mit dem Schuh bei W. L. Schreiber zugrunde lag[11]. Diese Vorlage dürfte auf die Mitte des 15. Jhs. zurückgehen, da sie noch das Halbisen-Wappen enthält. Die Kartenbogen selber werden um 1500 entstanden sein. Der Schuh findet sich auf den beiden übrigen Bogen (Abb. 3), die ihren Maßen nach (ca. 34 × 21 cm) nicht dieselbe Herkunft haben können. Sie enthalten nur die Schiltenkarten 7–2, jeweils 5–11 Mal. Die Karten sind um 1 mm schmäler als die obigen, gehören aber durchaus dem gleichen Typ an. Auf der Schilten-7 finden wir den Baselstab wie auf den anderen typischen Basler Karten. Dagegen ist auf dem Daus von einer Lilie keine Spur, dafür unten auf dem unteren Wappen ein verkehrter, d. h. nach unten offener Schuh dargestellt. Es ist der gleiche Schuh wie auf dem Bogen bei Schreiber. Schreiber glaubte, der Schuh bedeute, das Spiel sei für das Schuhmacherhandwerk bestimmt gewesen. Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen: es gibt aus dieser Zeit Spiele mit Hüten und Pelzmützen nebeneinander, mit Schlüsseln und Geldbeuteln, doch die betreffenden Handwerke waren jeweils in verschiedenen Zünften und dort wieder mit ganz anderen Handwerken zusammen. Eher läßt sich denken, der Schuh sei ein Zeichen des Kartenmachers, z. B. eines Hans oder Ludwig Bottschuoch, die zwischen 1478 und 1528 erwähnt werden[12]. Ein solcher Gedanke drängt sich um so mehr auf, als das Schilten-Daus bis heute die Karte geblieben ist, auf der die Hersteller sich verewigen. Über die Frage, warum dieser Schuh hier verkehrt dargestellt wurde (bereits Kopie nach Bottschouch?) ist mit diesem Zuschreibungsversuch noch nichts ausgesagt.

«Des Teufels Gebetbuch» im Kruzifix

Vor einiger Zeit beriet der Direktor des Historischen Museums Basel, Dr. Hans Lanz, die christ-katholische Kirchgemeinde beim Kauf eines Kruzifixes. Die Wahl fiel auf ein Kreuz, das als «Italien,

[10] Vgl. Anm. 2, S. 140ff. und 152f.

[11] Wilhelm Ludwig Schreiber: Die ältesten Spielkarten und die auf das Kartenspiel Bezug habenden Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts. Straßburg 1937, Tafel IX.

[12] Emil Major: Die Kartenmacher, Briefmaler und Heiligenmaler zu Basel. In: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 1938, S. 152.

15. Jahrhundert» im Kunsthandel war. An den Kreuzarmen waren drei Evangelisten-Medaillons aufgesetzt, das fehlende vierte wurde nach einem Muster im Historischen Museum ergänzt. Bei der Untersuchung fand Dr. Lanz unter den Medaillons rundgeschnittene Spielkarten als Polster. Es handelt sich um über 50 Fragmente, die dem Historischen Museum von der christ-katholischen Kirchgemeinde freundlicherweise geschenkt wurden.

Die Karten sind außerordentlich bezüglich ihrer Holzschnittqualität und ihrer Farbzeichen: Eicheln, Schellen nach deutscher Art angeordnet, Schilten wie bei den Schweizer Karten, aber senkrecht aneinandergeschoben, und Kronen. Kronen als Farbzeichen lassen sich nur literarisch belegen durch «das güldin Spiel» des Meisters Ingold[13]. Dieser Elsässer Dominikaner schrieb sein Buch 1432/33 und behandelte darin u.a. auch das Kartenspiel, welches bei ihm die Farbzeichen Kronen, Pfennige, Ringe und Rosen aufweist.

Die Werte des Kronenspiels lassen sich einwandfrei feststellen: König, Ober, Unter, Banner, 9–2. Ein König fehlt (Schilten oder Kronen), ferner fehlen die Unter von Schellen und Eicheln, das Kronenbanner und – was weniger ins Gewicht fällt – verschiedene Zählkarten. Die beiden verschiedenen Schilten-Banner beweisen, daß die Karten aus mindestens zwei Spielen stammen müssen. Unten auf dem Daus (2) ist jeweils ein Schwein zu sehen, was in Süddeutschland häufig, in der Schweiz selten vorkommt (Abb. 6). Den Papagei auf dem Banner finden wir noch ab und zu in süddeutschen Spielen, ferner beim Spiel des LB mit der Jahrzahl 1525 im Schweizerischen Landesmuseum. Dieses Spiel ähnelt unsern Karten überhaupt sehr. Wüthrich hat als Entstehungsort Basel angenommen, vermutlich weil das Buch, woraus das Spiel stammt, in Basel gedruckt wurde. Der Wiener Katalog möchte es eher «nicht nur in der Nachfolge des Ulm-Münchner Typs, sondern sogar – in weiterer Differenzierung – als Wiederholung einer Augsburger Redaktion desselben sehen»[14] (Abb. 7).

Unser Spiel ist zweifellos älter, nämlich aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, aber es gehört in denselben Kulturraum Süddeutschland. Wenn wir allerdings nach einer bestimmten Gegend fragen, geraten wir in Verlegenheit. Gefühlsmäßig ließe sich der schwäbische Raum ebenso vertreten wie beim Spiel LB 1525. Andere Gründe sprechen für das Elsaß, z.B. die Kronen, welche

[13] Das güldin Spiel von Meister Ingold, hg. von Eduard Schröder. In: Elsässische Literaturdenkmäler aus dem XIV.–XVII. Jahrhundert, Bd. 3. Straßburg, 1882.

[14] Vgl. Anm. 4, S. 60.

nur beim Elsässer Ingold erwähnt werden. Sodann scheinen die Schilten auf die Nähe Basels zu deuten, anderseits erinnern die Eicheln und Schellen an das gleichzeitige Blatt mit den ausgeschnittenen Obern und Untern, das versuchsweise ins Elsaß lokalisiert wurde[15], wobei die unterschiedliche Behandlung der Figuren und Dause übersehen werden müßte. Leider sind wir über Elsässer Spiele sehr schlecht unterrichtet. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Werke der Kartenmacherdynastie Hauck, deren erster Vertreter, Hans Haug, um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus Markirch im Elsaß nach Frankfurt am Main zog und dort Bürger wurde. Von seinem Sohn Heinrich Hauck finden sich verschiedene unbeschnittene Bogen aus Buchdeckeln in der Universitätsbibliothek Basel, so der hier wiedergegebene mit der Devise «nit gwis» (Abb. 8). Hier finden wir die Banner mit den Papageien wieder. Auffallend bei Hauck sind Spiele mit abweichenden Farbzeichen, z. B. ein Bogen mit ganz ungewohnten Vögeln, Rosen nach schweizerischer Art und dem – in Deutschland sonst kaum vorkommenden – Schellen-Unter-Narren. Vermutlich hat sich Hans Haug diesen Formenvorrat aus dem Elsaß mitgebracht. Auf alle Fälle ist festzuhalten, daß die Grenzen zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Farbsystem lange fließend blieben und es wäre gut denkbar, daß gerade in Basel sich eine Nahtstelle zwischen beiden befand. In letzterem Falle wäre es nicht unmöglich, daß die Kronenkarten hier hergestellt wurden. Auf jeden Fall werden sie noch viel von sich reden machen, nicht zuletzt wegen ihrer Fundumstände, da hier pikanterweise «des Teufels Gebetbuch» – wie fromme Eiferer das Kartenspiel oft nannten – beinahe wie eine Reliquie in ein Kruzifix «hineinzelebriert» wurde durch einen treuherzigen Goldschmied!

[15] Detlev Hoffmann: Die Welt der Spielkarte. Eine Kulturgeschichte. München 1972, Tafel 27a.